

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **6 (1928-1929)**

Heft 4

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER
STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

VI. JAHRGANG, Heft 4 - November 1928

Preis der Einzelnummer Fr. —.80. Jahresabonnement Fr. 7.50

REDAKTION: Hans W. Schlatter, iur., Zimmer 2, Universität Zürich.

VERLAG: Dr. H. Girsberger & Cie., Kirchgasse 17, Zürich.

† Prof. Dr. Werner Bleuler.

Der äußere Lebensgang und die Verdienste des am 20. Oktober im Alter von erst 42 Jahren verstorbenen Ordinarius der Nationalökonomie und der Privatwirtschaftslehre sind seinerzeit in der Presse und in den Reden an der Trauerfeier geschildert worden. Eine Wiederholung an dieser Stelle läge nicht im Sinne des Entschlafenen, und so sei die Aufforderung der Redaktion, einen kurzen Nachruf zu verfassen, mit einigen ergänzenden Mitteilungen, die sich auf den Kollegen und Dozenten beziehen, beantwortet.

Man hat gesagt, Bleuler sei das Opfer seiner eigenen, zu weit getriebenen Gewissenhaftigkeit geworden, indem er alle seine Pflichten allzu peinlich zu erfüllen gesucht habe und namentlich bei seinem unvermittelten Uebergang aus einem arbeitsreichen Verwaltungsamt an die Universität sich zu viel zugemutet habe.

Daran ist vielleicht so viel richtig, daß er an die minutiöse Durcharbeitung der Akten, die in der Verwaltung unerläßlich ist, gewöhnt, bei der Vorbereitung seiner Vorlesungen zu sehr im Banne der Idee zu stehen schien, er müsse den Stoff, über den er zu sprechen habe, bis in die kleinsten Details beherrschen, während bekanntlich das Gros der Studenten dies gar nicht verlangt, ja oft rasch geneigt ist, über ein Zuviel von ihnen zugemutetem Wissensstoff zu klagen. Insofern war die hinter Bleuler liegende Verwaltungslaufbahn für ihn vielleicht tatsächlich ein Hemmnis, mit dem Dozenten, die sich langsamer und allmählicher im akademischen Lehrberuf einleben können, in der Regel wohl nicht zu kämpfen haben.

Aber jedes Ding hat seine zwei Seiten, und so hat anderseits seine Tätigkeit in der Kriegswirtschaft, in der es immer um vitale Interessen ganzer Bevölkerungsgruppen, um Beträge von Hunderten von Millionen Franken und mitunter auch um heikelste diplomatische Probleme ging,

in Bleuler eine Eigenschaft entwickelt, die vielen Professoren fehlt: den Sinn für die relative Wichtigkeit beziehungsweise Unwichtigkeit der akademischen Vorgänge. Meinungsverschiedenheiten über Abgrenzung der Vorlesungsgebiete, über Stellung der Fächer in der Promotionsordnung, über Anlage des Stundenplanes, über den Prüfungskandidaten zu erteilende Noten, kurz über alle die Dinge, die beschauliche Gelehrtennaturen, die nie größere Konfliktsstoffe erlebt haben, mitunter in Wallung versetzen, ließen Bleuler völlig ruhig. Für wichtigerische Aufbauschung derartiger Fragen hatte er nur ein stilles Lächeln, auch dann, wenn er selber in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Aber die Wahrung von Distanz zu dem Gebiete der Hochschule ging keineswegs bis zur Gleichgültigkeit. Davon können besonders die Kandidaten, die während seiner zwei Dekanatsjahre mit ihm zu tun hatten, im weiteren aber besonders auch die Studierenden erzählen, die unter seiner Leitung Dissertationen verfaßten. Wo er einer durch ökonomische Notlage, Einberufung zum Militärdienst im kritischen Moment oder sonstwie bei der Abwicklung des Examens behinderten Studentenseele helfen konnte, da tat er es in seiner freundlichen und heiteren Art — mitunter sogar am Wortlaut irgendeines Reglementes vorbei. Und welche Hingabe und Geduld ihm im Verkehr mit Doktoranden eigen war, davon mag die Tatsache zeugen, daß Dissertationsbesprechungen von ganztägiger Dauer bei ihm öfters vorgekommen sind.

Doch dies braucht in einer Studentenzeitung nicht näher auseinandergesetzt zu werden. Wohl aber mag den Teil der akademischen Jugend, die noch Sinn für Fröhlichkeit hat, die Mitteilung interessieren, daß die Gründlichkeit Bleuler auch dann nicht verließ, wenn es galt, nach „sauren Wochen frohe Feste“ zu feiern. Unter den Allerletzten, die jeweils nach dem traditionellen Semesterschlußessen der Fakultät den Heimweg antraten, befand sich unfehlbar Professor Bleuler, und der gute Humor, den er bei solchen Anlässen entwickelte, wird allen Teilnehmern an solchen nächtlichen Tafelrunden in warmer Erinnerung bleiben. Freilich in einer mit Wehmut gemischten. Denn was Bleuler seinen Kollegen und Schülern gab, war nicht nur Wissen und Anregung, sondern das Bild einer in ungewöhnlichem Maße sich selbst beherrschenden und in jeder Lage gefaßten Persönlichkeit. Und unsere Trauer mag der Gedanke lindern, daß diese Fassung ihn auch nicht verlassen hat, als sein letztes Stündlein ihm so unerwartet schlug.

E. Großmann.

STUDENT UND KIRCHE.

Student und Kirche? Muß es nicht ein etwas mittelalterlicher Geist sein, der es wagt, diese beiden Begriffe in einem modernen Studentenblatt nebeneinander zu setzen und sie gar noch zu einander in Verbindung bringen will? Moderner Student in unserm hochgepriesenen 20. Jahrhundert und Kirche, jenes Gebilde aus alter Zeit, um das sich Berge von alten Traditionen und Anschauungen, wie vielleicht nicht gerade anderswo so deutlich, aufgetürmt haben, ja passen denn diese beiden noch irgendwie zusammen? Gewiß, man ist vielleicht auch nicht geschworener Materialist, man hat ja auch seine „religiöse Ueberzeugung“, hat sie vielleicht sogar — nicht immer, wo es behauptet wird — in persönlichem Kampfe errungen und ist entsprechend stolz darauf, aber mit der Kirche will man doch als aufgeklärter Student nichts zu tun haben, über sie fühlt man sich, wie über jede Verkörperung einer offiziellen Frömmigkeit, hoch erhaben. Für den Durchschnittsstudenten hat sie nur noch als Gegenstand von geschichtlichen Vorlesungen oder kirchenrechtlichen Uebungen oder als Fundgrube klassischer Kunstwerke eine Bedeutung. Was darüber hinaus geht, weist man an die theologische Fakultät.

Diese beiden Begriffe sollen nun auch nicht durch eine gekünstelte Konstruktion gezwungenermaßen miteinander verbunden werden. Diese Zeilen sind ja gerade aus der Erkenntnis des großen Zwiespaltes, der unser religiöses Leben durchläuft, erwachsen. Gewiß soll voll und ganz anerkannt werden, daß auch unter uns Studenten heute viel ernsthaftes Suchen und Forschen nach dem vorhanden ist, was uns innerlich als Wahrheit überwinden mag, und ebenso sicher ist es, daß eine derart gewonnene Ueberzeugung nur darum nicht im Geringsten minderwertiger zu sein braucht, weil sie nicht kirchlich abgestempelt ist. Wenn sie nur in ehrlichem, ernstem und wahrhaftigem Ringen erkämpft worden ist, dann gebührt ihr unsere volle Achtung, sei sie nun innerhalb oder außerhalb der Kirche geboren. Wir stehen auch nicht an, zuzugestehen, daß eine solche Ueberzeugung oft mehr mit unserm ganzen Sein in Einklang stehen kann und darum wahrhaftiger ist, als ein, als kirchlich nachgeschwatzter, sogenannter „religiöser Standpunkt“, den man nur inne hat, weil „man“ so glaubt. Glauben heißt ja schließlich nicht, sich einreden, man sei von etwas überzeugt. — Aber ebenso scharf gilt es das andere Merkmal des studentischen Glaubenslebens einzusehen: seine kirchliche Gleichgültigkeit oder gar Feindseligkeit. Die an und

für sich berechnete Forderung der Persönlichkeit als letzter Instanz auch für unsere religiösen Entscheidungen hat sich nach und nach zum Zerrbild der völligen Abscheidung von der religiösen Volksgemeinschaft ausgewirkt: Aus der Individualität ist die Exklusivität geboren. Aber muß das denn wirklich so sein? Ist dieser Ausgang die notwendige Konsequenz des einmal richtig eingeschlagenen Weges? Nein, aus zwei Gründen nein! Die Kirche, so wie sie in all ihrer Schwachheit ist, hat Dich nötig, Dich Kommilitone, der Du durch Deine geistigen Anlagen und Deine Schulung zu den Bevorzugten Deines Volkes gehören kannst, gerade Dich hat sie nötig. Aber auch: Du Kommilitone hast trotz Deiner geistigen Selbständigkeit diese unvollkommene Kirche nötig.

Zuerst das Eine: Die Kirche braucht auch unsere Hilfe. Das setzt vor allem logischerweise voraus, daß wir in der Kirche an sich nicht etwas Vollkommenes und daher jeder Kritik Enthobenes, ein heiliges Ideal anerkennen können, daß wir in ihr wirklich nur die Schale für einen Inhalt sehen. Es ist nun einmal Schicksal einer jeden Religion, die mehr als ein frommes Gefühl eines Einzelnen sein soll, daß sie sich Formen gebe, in denen ihr Leben zum Ausdruck kommen kann, durch die sie auf weitere Kreise dank ihres Inhaltes, ihrer Botschaft, eine kraftvolle Wirkung ausüben kann. Die Kirchen an und für sich sind keine Ideale, ganz gewiß nicht (vergleiche dazu die großartige Zukunftsschau eines alten Sehers in Jeremia 31, 31—34!). Aber auch in all ihrer Schwachheit hat sie ihre große Aufgabe, ihren Dienst, nicht um ihrer selbst willen, sondern um des Feuers willen, das in ihr brennt (oder doch brennen sollte), und erst, wenn sie es immer wieder vor Augen hat, daß sie als Form ohne Inhalt immer wieder Wert wäre, zu Grunde zu gehen, und auf Abbruch arbeiten müßte, dann kann sie auch zur Erfüllung ihrer Verheißung kommen. Das ist ja unser menschliches Los und mit ihm dasjenige alles Menschlichen: wir sind Geist, und wir sind Leib. Mit Plato gesprochen ist gerade das die Tragik des Menschentums, daß der Geist sich immer wieder in einen unvollkommenen Leib bannen muß, wenn er tätig sein soll. Aus dieser zwar notwendigen, aber dienenden Leibesstellung der Kirche heraus, müssen wir auch die Konsequenz ziehen, daß sie nur solange lebensfrisch ihre Aufgabe erfüllen kann, als ihr immer wieder vom Inhalt her der Ball einer sachlichen Kritik zugeworfen wird und sie gewillt ist, sich immer wieder in solchen geistigen Feuerproben von aller Schlacke und menschlicher Tünche läutern zu lassen. Die Träger dieser Kritik aber sind die innerlich religiös und sittlich

lebendigen Persönlichkeiten. Gerade wenn wir als Studenten nun durch unsere Geistesschulung in erhöhtem Maße befähigt sind, uns in eigenem Ringen und Denken eine Stellung zu dem zu erkämpfen, von dem wir uns letztlich abhängig und verknüpft fühlen, zu Gott und Ewigkeit, dann müssen wir für uns daraus aber auch die Pflicht ableiten — jede Gabe ist Verpflichtung —, unsere Vorzugsstellung nicht in Abgeschlossenheit von unserer Volksgemeinschaft im Sande unfruchtbar verlaufen zu lassen, sondern dann wollen wir es wagen, auch in diesem Gebiet des Geisteslebens unserm Volke Führer zu werden, indem wir daran mitarbeiten, daß unsere Kirche nicht — sie ist ständig in dieser Gefahr — als Form die inhaltliche Freiheit des Evangeliums ertöte, sondern daß sie auch heute als lebendige Erscheinung und Macht des Geistes den Anspruch erheben kann, etwas zu sein, das mitten in unserem Kulturleben steht und uns irgendwie in ihrem Bann hält und uns beeinflußt. Ja, Kommilitone, Du hast sehr oft recht mit Deiner Kritik an unserer Kirche, aber nicht recht hast Du damit, daß Du sie als Ausscheidungsgrund vorgibst aus der großen Arbeitsgemeinschaft Deiner Mitmenschen, denn gerade Dich und Deine Kritik hat sie nötig, diese Kirche, wenn sie nur immer aufrichtig ist. Denn: „Kampf ist der Vater aller Dinge“ (Heraklit), besonders auch für die Gesundheit der Kirche.

Und nun aber auch das Andere: Du hast die Kirche nötig. Es ist ein Teil unseres menschlichen Schicksales, daß wir nur innerhalb einer Kollektivität unsere Individualität zur vollen Entfaltung bringen können. Die stete ernsthafte Auseinandersetzung mit unserer Umgebung ist die größte Förderkraft für unser geistiges Wachstum. Wenn das nun anerkanntermaßen für alle übrigen Gebiete unseres Geisteslebens gilt, soll es dann nicht noch viel eher für das Gebiet gelten, in dem Empirie und Ratio zwar stets die Richtung weisen und die Kontrolle unserer Gedankengänge ausüben müssen, bei dem sie uns aber doch vorzeitig im Stiche lassen? Gerade da haben wir die Kraft der Gemeinschaft nötig, nur daß diese Gemeinschaft eben aus lebendigen Gliedern und nicht aus gedankenlosen Dienern einer geistlosen traditionellen Form, deren einzige Autorität vielleicht ihr Alter ist, gebaut sein sollte. Gerade uns Studenten, die wir besser als Viele im Stande sein sollten, Schein und Sein im großen Geisteskampf der Kirche zu trennen, muß aus diesem Ringen auch für unser persönliches religiöses Leben neue Kraft zuströmen. Unser „modernes, intellektuelles Einsiedlertum“

mag ja recht geistreich scheinen, aber „die Affinität zum Nebenmenschen geht uns verloren. Damit sind wir auf dem besten Weg zur Inhumanität. Wo das Bewußtsein schwindet, daß jeder Mensch uns als Mensch etwas angeht, kommt Kultur und Ethik ins Wanken. Das Fortschreiten zur entwickelten Inhumanität ist dann nur noch eine Frage der Zeit.“ (Albert Schweitzer in „Zerfall und Wiederaufbau der Kultur“, Seite 14, Kulturphil. I.)

W. Ammann, theol.

AUS DER LONDONER UNIVERSITÄT.

Die Londoner Universität ist in den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von prominenten Männern des liberalen England gegründet worden als eine Lehranstalt, die im Gegensatz zu den Universitäten von Oxford und Cambridge weitem, auch nicht anglikanischen Kreisen offen stehen, und in der der Unterricht eine umfassende, möglichst allseitige Berufsausbildung fördern sollte. Als Muster dienten den Gründern die schottischen Universitäten und diejenige von Berlin. Die Entwicklung dieser hundert Jahre bedeutet nicht nur einen gewaltigen Aufstieg, sondern auch eine vielstadiige Umwandlung der ganzen Organisation. Es fand aber nie eine durchgreifende systematische Neuordnung statt, sondern alte Verhältnisse lebten in Ueberresten weiter — auch hier das alte Widerspiel von Moderne und Tradition, das für England so kennzeichnend ist.

Zuzeit besteht die Londoner Universität aus 66 Lehranstalten, die alle eine eigene Verwaltung und eigene Lehrpläne haben. Sie werden zusammengehalten durch eine gemeinsame oberste Behörde, den Senat. Die ältesten und zugleich wichtigsten Institutionen sind University College mit 3000 und King's College mit 5000 Studenten. („College“ besagt hier — wie auch in Schottland — „Hochschule“, und nicht wie in Oxford und Cambridge ein Studentenhaus. Es gibt in London nur ein offizielles Convivium für Studenten und einige wenige für Studentinnen.) In diesen beiden Collegs haben fast alle Wissensgebiete ihre Vertreter. Neben ihnen bestehen 41 Schools of the University, d. h. Lehranstalten mit Universitätsrang, die aber nur eine, höchstens zwei oder drei Fakultäten besitzen. Hierher gehören zum Beispiel das Bedford College for Women, das, wie der Name schon sagt, nur Studentinnen aufnimmt, 13 Medical Schools, die jeweilen einem Krankenhaus angegliedert sind, geistliche Seminare etc. Schließlich werden zum Universitätsverband noch die-

jenigen Technischen Schulen, Abendschulen und andere Lehrinstitute gezählt, die allerhöchstens einen Mittelschulrang einnehmen, in denen jedoch einige Lehrer, sogenannte *Recognised Teachers*, angestellt sind, deren Unterricht die Berechtigung von Universitätskursen hat.

Jede dieser Schulen hat ihr eigenes Gepräge. Im Folgenden will ich vom *University College* sprechen, und zwar nur von der philosophischen Fakultät I (sie entspricht ziemlich genau der englischen *Faculty of Arts*).

In seinem Buche: „Die Idee der Universität“ sagt Prof. Jaspers (ich zitiere aus dem Gedächtnis): Der junge Student erwartet, daß ihm die Universität mehr gebe als berufliche Kenntnisse. Er will eine Antwort auf die Fragen über Leben und Welt haben, die ihn umgebenden Rätsel sollen ihm klarer und verständlicher werden. — Vom englischen Studenten könnte dies kaum gesagt werden. Er läßt sich nicht immatrikulieren mit dem mehr oder weniger bewußten Ziel, seine Welt- und Lebensanschauung zu klären und nebenbei so viel zu lernen, wie er für seinen Beruf braucht, sondern er geht zur Universität, um Lehrer, Journalist, Bibliothekar oder Professor zu werden. Er wählt sein Hauptfach und sein Nebenfach, und je nach seinem Selbstvertrauen schreibt er sich für die *Pass Courses* oder *Honour Courses* ein. Beide dauern drei Jahre und führen zum B. A.-Grad (*Bachelor of Arts*), doch wird bei den Honour-Prüfungen bedeutend mehr verlangt, und ihre Absolventen haben natürlich bei einer Stellenbewerbung die besseren Chancen. — Gleich am ersten Tage erhält der Student ein Verzeichnis der Vorlesungen, die er hören muß, und eine Liste der Bücher — sie ist ziemlich klein —, deren Kenntnis bei den Prüfungen vorausgesetzt wird. Hat er diese Bücher wirklich studiert, die Notizen des Professors sich gut eingeprägt und dazu noch einiges aus eigener Wahl gelesen, so ist ein Durchkommen ziemlich gesichert. Ueber die Art und Schwierigkeit der Prüfung kann er sich an Hand der sogenannten *Examination Papers* orientieren, die jedes Jahr in Buchform erscheinen und die Aufgaben enthalten, die an den Prüfungen gestellt worden sind.

Nach dem B. A. kann der Student den M. A.- (*Masters of Arts*) oder Ph. D.- (*Philosophiae Doctor*) Grad erwerben. Diese Studien, die zwei weitere Jahre in Anspruch nehmen, erfordern durchaus selbständige Arbeiten, wenn auch deren Niveau selten das unserer Seminarien erreicht, soviel ich gesehen habe; auf jeden Fall ist die Zahl

der Kandidaten verhältnismäßig klein. Dies wird seinen Grund zum Teil darin haben, daß die Gebühren außerordentlich hoch sind. Das dreijährige Studium mit Einschluß der Prüfungsgebühren stellt sich ungefähr auf Fr. 3000.— (12 bis 15 Vorlesungen in der Woche). Eine studentische Wirtschaftshilfe, etwa wie in Deutschland, gibt es hier nicht; wohl verteilt das U. C. allein £ 2300 jährlich an Stipendien und Preisen, aber für die Mehrzahl derselben ist nicht der Grad der Hilfsbedürftigkeit, sondern derjenige der Leistungen maßgebend.

Das sind die Verhältnisse, wie sie in England bestehen, — also weit entfernt von der idealisierten Vorstellung, die wir von einer Universität haben. Bei uns bekommt der junge Fuchs keinen Kompaß und keine Karte mit eingezeichneter Route in die Hand gedrückt: er ist völlig frei, und es wird von ihm erwartet, da er sich nach einigen Semestern des Umherschens schon auf den richtigen Weg zurechtfinden werde. Einige kleine Umwege und Abschweifungen werden ja kaum zu vermeiden sein, aber dafür hat er die Fähigkeit erworben, selbständig zu arbeiten. Allein die Tatsache, daß die Meisten noch im 4. Semester einen chronischen moralischen Kater haben, weil sie sich doch noch nicht auf sicherer Straße fühlen, beweist, daß Theorie und Praxis auch hier auseinandergehen. Der Fehler scheint mir im System zu liegen. Unser Hochschulsystem setzt voraus, daß der Student als zielsichere Persönlichkeit seine akademische Laufbahn beginnt; es ignoriert, daß er einige Wochen vorher noch auf der Schulbank saß und jeden Tag sein genau umschriebenes Pensum zu lernen hatte. Die Meisten wissen eben mit ihrer neuen Freiheit nicht viel anzufangen, und niemand ist da, der ihnen den rechten Weg weisen möchte. Wenn für die ersten Semester eine Art Studienplan aufgestellt und eine Vorprüfung obligatorisch erklärt würde, so könnte dies dem Studenten nicht nur Zeitgewinn bringen, sondern auch seine Freude am Studium wesentlich heben.

F. L. Sack, phil. I, London.

STUDENTISCHER HILFSDIENST DES VSS.

Als mir anfangs Juli vom Vorstand des Verbandes der Schweiz. Studentenschaften (VSS.) die Leitung über den diesjährigen studentischen Hilfsdienst im Bergell übertragen wurde, übernahm ich die mir reichlich schwierig scheinende Aufgabe mit etwas bänglichem Gemüt. Denn die bisherigen Kolonien waren jeweils von

einem älteren erfahrenen Ingenieur geleitet worden. Und dazu hatte sich zum diesjährigen Hilfsdienst ein reichliches Kontingent Ausländer gestellt, die die Leitung nicht vereinfachten. Denn es ist eine eigene Sache, als gleichaltriger Student unter Assistenz von Ingenieurdiplomanden eine studentische Arbeitskolonie zu gutem Gelingen zu führen. In der Öffentlichkeit lauert überall die Skepsis, denn man glaubt es nicht so recht, daß ausgerechnet die Studenten in den Ferien nützliche Arbeit leisten wollen. Und denen muß man durch solide Arbeit und ernsten Arbeitswillen das Gegenteil augenscheinlich beweisen. Und dazu wollten wir doch als Hilfsdienst auch für das Bergell etwas Wirtschaftliches erarbeiten. Andererseits ist sich der Teilnehmer seiner Stellung als Freiwilliger und als Student gut bewußt, die ihn zum Anspruch auf besonders anständige und rücksichtsvolle Behandlung legitimieren. Befehlen läßt er sich nicht! Und die schwierige Aufgabe wird nicht leichter, wenn man in der Woche 45 Stunden intensive körperliche Arbeit leisten soll, die Tagwache um 4.45 Uhr in der Frühe ist, die Sonne heiß brennt, wenn sich Schwielen bilden und die Finger zerquetscht werden! Die Versuchung zu einer etwas largeren Pflichtauffassung ist da auch gar verlockend! Da muß der Kolonieleiter Sanftmut und Energie gut kombinieren.

Und es ist gut gegangen, trotz studentischer Leitung, und trotz des Mißtrauens der öffentlichen Meinung. Ordnung und Disziplin haben in der sehr freiheitlichen Kolonieluft immer geherrscht; es ist gearbeitet worden, und doch mußten Begeisterung und Freude nie abgetötet werden durch Zwang und Befehlston. Und die Teilnehmer haben beste Eindrücke und schöne Erlebnisse mit heim getragen.

Am ganzen Hilfsdienst haben 306 Studenten und Studentinnen teilgenommen. Davon stellte die Universität Zürich die hübsche Zahl von 43. Der Hilfsdienst arbeitete in zwei Kolonien in Casaccia und Vicosoprano zu je 60 Mann. Gearbeitet wurde 45 Stunden in der Woche, die so verteilt werden konnten, daß vier Nachmittage und der Sonntag frei waren. So blieb genug Zeit für ein fröhliches Kolonieleben. Und jede Kolonie hatte ein starkes, kräftiges Eigenleben. Das zeigte sich an den Abenden, an denen man im Freien auf dem Dorfplatz herumsaß, oder im Eßsaal zusammenkam, oder später ums wärmende offene Feuer saß. Da wurde gesungen, diskutiert, musiziert und getanzt. An den freien Nachmittagen und am Sonntag ging man in die nahen gewaltigen Berge oder nach dem freundlichen Soglio. Aber auch

während der Arbeit äußerte sich starkes Leben in fröhlichem Treiben und lustigen Streichen.

Ja, wurde denn auch etwas geleistet? Der Erfolg ist erfreulich. In Vicosoprano wurden mehr als zwanzig kleinere Arbeiten ausgeführt, wie Räumung von Wiesen, Auffüllen von Gräben, Anlage von Waldwegen etc. Und in Casaccia wurden auch Wiesen geräumt und als Hauptarbeit ein Kanal zur Korrektur der das Kulturland bedrohenden Maira angefangen. 300 Meter Kanal sind gebaut und die restlichen 150 Meter kommen wahrscheinlich nächstes Jahr dran. Und der beaufsichtigende Bezirksingenieur ist mit unserer Arbeit zufrieden, die doch um 40 % billiger kommt, als gewöhnliche Arbeit. Die Bevölkerung denkt mit Dankbarkeit und Freude an unsere Hilfe und an das frohe Leben im Dorf. „Kommt nächstes Jahr wieder!“ sagten sie alle bei unserem Weggehen.

Und das Resultat für die Studenten? Die schönen Tage mit dem reichen Erleben, unter den stolzen Bergen, mit der heißen Sonne und der frischen Luft haben in jedem ein stilles Leuchten zurückgelassen, von dem er für seine Arbeit Kräfte zehrt. Es war wieder einmal ein urwüchsiges Leben: man hatte einen Wolfshunger und freute sich an einfachem Essen; man hatte tiefen Schlaf und litt nie an Schlaflosigkeit auf dem harten Strohsack, man führte ein ungebundenes Leben mit freien, fröhlichen Kameraden, nur mit Turnhöschen bekleidet ungehemmte Kraft bei schwerer Arbeit betätigend und in der Fröhlichkeit überquellend. Kurz: es war potenziertes Leben. Bloße Gewohnheit bekam Sinn und Gehalt.

Und viele Fäden ziehen sich heute über ganz Europa hin: Die Fäden unmittelbarer Freundschaft aus der Kolonie, die die vielen Teilnehmer verbindet. In ganz Europa haben wir Freunde, bei denen wir immer willkommen sind und mit denen uns unmittelbares menschliches Interesse verbindet. Und alle sind verbunden mit dem schönen Bergell und seinen Bewohnern, und bei jedem Hochwasser schlagen ein paar hundert Studentenherzen banger: Hält wohl unser Damm, unsere Mauer, unser Weg?

Hilfeleistung ist das Ziel, Gemeinschaft der wertvolle Kern unserer studentischen Arbeitskolonien. Mögen recht viele nächstes Jahr dem Ruf Folge leisten! Und die diesjährigen sagen sicher, wie ein Kamerad in der Presse: „Schön war's, und gesund war's, und wenn es irgendwie geht: nächstes Jahr kommen wir wieder.“

Ernst Wolfer.

DAS MÄRCHEN VOM ZWEITEN PARADIES. *)

Aus dem Zwiegespräch meines Glaubens mit meinem Geiste dichtete sich meine Seele ein Märchen wundersam:

Es war einmal gar kein Paradies mehr auf der Erde. Der herrliche Schloßpark des Himmelsschlusses auf Erden, unter dessen Bäumen der Herr des Himmels mit so vieler Lust einst wandelte, war bis auf den letzten dünnen Stamm verschwunden. Gottes dienstbare Geister hatten beschlossen, einmal selber Herren und Götter zu spielen. Sie redeten den beiden Menschlein, denen der Herrgott den Garten gegeben hatte außer einem einzigen Baum, mit glänzenden Aeuglein und feiner Stimme ein, daß gerade an diesem Baum die schönsten Früchte hängen, geistige Erkenntnis und geistige Unsterblichkeit und überhaupt die ganze geistige Natur. Ah, das lockte die Menschen, denn sie wollen doch gar zu gern Geistesmenschen sein und beneideten schon im voraus jegliches Studentenmützelein, weil sie darunter schrecklich viel von dem köstlichen geistigen Leben vermuteten. Der Herrgott sah von ferne zu und dachte sich: „Meinetwegen fangt an zu studieren, ihr werdet ja sehen!“ Und die jungen Menschen machten es so, wie eben alle jungen Menschen von einigermaßen guter Herkunft: „Hauptsache studieren! Denn immer auf die Arbeit seiner Hände angewiesen sein oder gar nur auf Erden umhervagabundieren und von Feldrüben, Heidelbeeren, Pilzen und Birnen leben, was wäre das für ein Leben!“ Kaum aber hatten sie angefangen, sich mit dem Geiste der Erkenntnis einzulassen, fingen sie an zu heulen; sie sahen sich aus dem Paradiese vertrieben und begannen mit Tränen im Aug' das schöne Lied zu singen:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
klingt ein Lied mir wunderbar.
Ach wie liegt so weit, ach wie liegt so weit,
Was mein, was mein einst war!“

Das Lied klang bis in den Grabfeldgau und blieb dort an einem Zweige hängen. Da hat es nach vielen tausend Jahren einer wiedergefunden, und es war immer noch so: Kaum hat ein Mensch zu studieren angefangen, fängt er an zu heulen. Aber er muß nun weiter und weiter. Bald ist er dermaßen studiert und vergeistigt, daß er weder Baum noch Strauch sieht, sondern nur noch den Begriff und die Definition von

*) Aus Joseph Wittig: Höregott, ein Buch vom Geiste und vom Glauben. Leopold Klotz, Gotha 1928. Abgedruckt mit Erlaubnis des Verlags.

Baum und Strauch. Er sieht nicht mehr den Herrgott unter den Bäumen wandeln; der richtige Herrgott käme ihm auch wie ein dummer, unstudierter Bauer vor! Er ringt nur noch um einen immer geistigeren Gottesbegriff und nennt dies seine Religion. Es war also den dienstbaren Geistern Gottes gelungen, ganz und gar Herren des Paradieses zu werden. Und da der „geistige Gottesbegriff“ selber eben nur Geist war, hatten sie also auch den Namen und die Würde Gottes an sich gebracht. Die Menschen beteten den Geist an wie die Juden das goldene Kalb. Und das Paradies ging unterdessen ein oder wurde von den Geistern in ihren Dienst gezwungen. Als das letzte Hälmlein zu geistigem Stroh oder Heu geworden war, als selbst die letzten Ueberreste des Paradieses in den Dienst der Götzen geraten waren: die Blumen auf der Wiese, die Vöglein in der Luft —, da kam der Herr Jesus Christus auf die Erde und schuf ein neues Paradies und eine neue Erde und neue Menschen. Er ließ sich an den letzten dürren Stamm des verdorrten Paradieses heften, ließ sich mit einer Lanze sein göttliches Herz öffnen, und nun rannen von dem dürren Stamm hernieder Ströme des Lebens über die Erde wie einst die vier Ströme im ersten Paradiese. Man sieht sie noch auf einigen uralten Kirchenbildern. Wo immer diese Ströme rannen, da wuchs neues Leben, da wurden neue Menschen.

Aber ach, aber ach! Auch in das neue Paradies drang die Schlange und sprach zu den neuen Menschen: „Ei, das neue Leben, das ihr aus dem Strome Jesu Christi trinket, ist ja nun wirklich schön. Aber es fehlt euch halt doch das Allerköstlichste, es fehlt euch die Erkenntnis, vor allem die Erkenntnis der Zusammenhänge und der tiefsten Gründe. Ihr habt keine Philosophie, ihr habt keine abgerundete und durchdachte Weltanschauung; infolgedessen habt ihr auch keine Weltgeltung. Jedes Philosophlein aus meiner alten Schule lacht eurer. Ihr rühmt euch des Heiligen Geistes, der über euch gekommen sei, aber Geist, wirklichen Geist habt ihr gar keinen. Ihr sollt keinen heidnischen Geist haben, beileibe nicht! Christlichen Geist sollt ihr haben. Ihr müsset Schulen begründen, hundert Schulen, tausend Schulen; es geht nichts über eine gute Schulbildung. Fangt nur erst mit einem ganz klein bissel Geist an, dann wird es schon werden. Ihr sollt doch Gott dienen, im Geist und in der Wahrheit, ihr sollt doch, wie Sankt Paulus sagt, ‚von einer Erkenntnis zur anderen‘ fortschreiten. Also!“

Joseph Wittig.

WAS SAGT IHR DAZU ?

Auch im Strandbad hat man seine liebe Not. Nicht nur Fliegen, sondern auch Ideen belästigen einem . . . Das kam folgendermaßen:

Ein älteres Semester lag im heißen Sand und las einen modernen Roman. Die Sonne brannte auf seine langen Glieder und der Roman war totlangweilig. Da aber die Sonne immer heißer brannte und der Roman immer langweiliger wurde, begann er inbrüstig zu gähnen. Und schmiß den Roman einem schnarchenden Nachbar an den Kopf . . . Basta!

Da wurde es ihm noch langweiliger und die Sonne brannte noch heißer . . .

„So schreib' ich einen eigenen Roman!“ sagte sich dies ältere, gelangweilte Semester.

„Ich?“ Er war ob der Kühnheit seines Gedankens beinahe erbost . . erschreckt!

Da schritt ein jugendlicher Jüngling des Weges und summt:

Wenn Du nicht kannst, laß mich mal . . .

Das gab dem alternden Semester zu denken: Ich kann's . . . Du kannst es auch . . . Er kann es ebenso . . . Wir können es alle miteinander. . . .

Und dies war sein Gedanke, seine famose Idee:

Wir alle schreiben miteinander einen Roman. Und zwar einen fidelen Roman über uns selbst. Alles was uns umgibt, was wir tun und unterlassen, vom Professor bis zur Zimmerfrau, vom süßesten Mädels zum knorrigsten Polizist, ob dick, ob dünn, ob lang, ob kurz, alles soll darin aufmarschieren. Sogar meine behaarten Beine, schmeichelte sich das gealterte Semester und begann schwungvoll zu schreiben:

1. Kapitel von Aulus Agerius.

„Ich werde es nicht tun,“ sagte der junge Mensch, der in mitternächtiger Stunde aus der Kasinohalle trat, — „nein, ich werde ihr nicht folgen.“ Aber er sprach es leise und in sich hinein, und auch zu sich selbst nur vorsichtig und gewissermaßen provisorisch. Er wollte sich durchaus nicht binden, auch vor dem Forum des eigenen Gewissens in keiner Weise verpflichtet sein, sondern alle weiteren Schritte sich vorbehalten. —

Hinter ihm aus dem immer noch überfüllten Saal tönte müd und

ächzend aus verstimmtem Orchester, bald vom Klavier allein getragen, bald von heiseren Stimmen begleitet, denen der schnöde Text sichtlich behagte, Tanzmusik:

„Was tust Du denn mit dem Knie, lieber Hans,
Knie, lieber Hans,
beim Tanz?“

Vor ihm aber, unten auf der Straße, vor der grellen Straßenlaterne, durch den Schatten der Lindenbäume geschützt, stand sie, wartend, zögernd, unschlüssig, ob sie enteilen oder vertrauensvoll ihn erwarten sollte. So schien es ihm wenigstens.

Wie war das nur so gekommen? . . . Mit einem Jaß hatte es angefangen. Die vier Kommilitonen, Vertreter verschiedener Fakultäten, hatten sich zu einem Bummel am Sonntagnachmittag getroffen, man war über die Hügelreihe dem See entlang zur „Johannisburg“ gewandert und nachher, das Tobel in fröhlichem Lauf hinabjagend, unten am Ufer im Kasino zum Abendessen eingekehrt. Und dann, als man eben nichtsahnend und im besten Einvernehmen den Kaffeejaß begann, nicht ohne vorher vier Stück Brissagos (Marke Pedroni) bestellt zu haben, war in dem Saale nebenan Tanzmusik aufgeklungen und schleifende Füße hatten sich in Bewegung gesetzt.

Heinrich Leander war aufgestanden und hatte sich, das Ordnen seiner Karten unterbrechend, unter die Türe gestellt, um sich das Treiben anzusehen. Ein herbstliches Volksfest war offenbar im Gang, ein Kirchweih Tanz oder ein Sauserball.

„Hock ab, Heiri“, rief ihn sein Partner jetzt an, der im 13. Semester Kunstgeschichte studierte und, wie man sagte, schon lange an einer Doktorarbeit über „Die Schönheit der Frau vom 17. bis ins 20. Jahrhundert“ arbeitete, „hock ab und nimm deine Karten auf. Du wirst doch nicht den Weibern nachlaufen wollen?“

„Was Weibern nachlaufen?! . . . gab der andere zurück, „ich will mir nur die Sache anschau'n. Und eventuell will ich tanzen. Ihr könnt ja unterdessen einen Königsjaß machen, oder einen Zuger zu dritt. Und überhaupt, — ich hab' das Ding satt.“

Sprach's und verschwand im Saal unter den Tanzenden. Was er satt hatte, war in seinen Worten nicht genau zu erraten gewesen. Das Jassen an sich konnte es nicht wohl sein. Denn er war ein kultivierter Schweizer und jaßte gern und eifrig. Also, da mußte etwas nicht ganz richtig sein.

Die drei Kommilitonen betrachteten den leeren Platz, ihre Karten, ihre glimmenden Brissagostengel und sich selbst gegenseitig mit fragenden Augen.

„Was ist denn mit dem los?“ äußerte sich schließlich der verlassene Partner. „Habt ihr gesehen, daß er seine Brissago fortwarf, der Idiot, und sich eine Zigarette ansteckte? Das ist denn doch . . .“

„Also, ich denke“ — unterbrach ihn der Theologe Gottlob Immerdar (er war von der liberalen Richtung) — „ich denke, wir manchen jetzt einen Zuger? Leander ist Jurist, also da ist ja nicht mehr viel an ihm zu verderben. Uebrigens wird er schon wieder zurückkommen, wenn er genug dem leichten Vergnügen des Tanzes gehuldigt hat.“

Man fand seine Meinung vernünftig, und er mischte mit Andacht die Karten von neuem.

Indessen schritt Leander durch den Saal, der das Gepräge populärer Festlichkeit trug: Holztische mit Wein- und Kaffeegläsern den Wänden entlang, Girlanden an den nüchternen Leuchtern und vor den trüben vorhanglosen Fenstern grau aufsteigende Rauchschwaden. — Er bahnte sich einen Weg durch die tanzenden Paare, kam glücklich an der lärmigen Jazzband vorbei und fand in einer Nische einen freien Platz. Setzte sich hin und bestellte roten Wein.

Plötzlich, als er die Musik gehört, hatte diese Stimmung ihn angefallen, daß er die Freunde verlassen und allein sein mußte. Was hinter dem „allein sein“ sich verbarg, war ihm noch nicht klar. Aber irgend etwas hatte ihn von Spiel und Männergesellschaft weggedrängt, und er spürte, wie ihm hier zusehends wohler wurde, während er zwischen bedächtigen Schlücken des herben Landweins das lustige Volk betrachtete, das sich im Kreise drehte oder in lauter, oft derber Fröhlichkeit in den Pausen sich unterhielt. Er musterte mit Gefallen die Mädchen, die sich in merkwürdiger Mischung, halb groß-städtisch und doch wieder ländlich nach Kleidung und Zügen in diesem Vorortkasino zusammengefunden hatten. Aber als die Musik zu einer längeren Pause aussetzte, um der Aufführung eines Dialektstücks Platz zu machen, hatte er sich noch nicht entschlossen, sich eine Tänzerin zu suchen.

Da traf es sich, daß die Kapelle an seinem Tisch Platz nahm, der eigentlich für sie reserviert geblieben war. Er entschuldigte sich geziehend und wollte sich entfernen, aber die erste Geigerin, die sich neben ihn gesetzt hatte, bat ihn mit lustigem Lachen, sich gar nicht zu genieren: er hätte schon noch Platz, und sie wolle ihn ja nicht beißen. Dazu

faßte sie ihn ganz einfach am Handgelenk und zog ihn wieder auf seinen Stuhl nieder.

„Sind Sie zum ersten Mal da?“ fragte sie dann. — Ja, so sei es, antwortete er, aber es gefalle ihm vorläufig so weit ganz gut.

Eine ganz eigenartige, geheimnisvolle Atmosphäre umgab ihn nun, als man die Lichter löschte und die Theaterbühne mit roten und gelben Scheinwerfern magisch beleuchtet wurde.

Als das Stück zu Ende war und der Liebhaber und seine (anfängs widerspenstige) Freundin sich glücklich verlobt hatten, fragte Heinrich die Geigerin, ob er sie nicht beim nächsten Charleston — wo ja die Violine durch das Saxophon ersetzt wurde — zum Tanze bitten dürfte. „O ja, gerne,“ sagte sie. „Aber um 12 Uhr muß ich dann fort. Es ist zwar Freinacht, und der Pianist und das Saxophon spielen bis um drei, aber ich bin müde und geh’ dann nach Haus“

So war es gekommen. Sie hatten mehrmals getanzt und sich sehr gut verstanden. Seine Stimmung hatte sich beträchtlich gehoben. Ja, ihm schien, daß die verschiedensten Probleme, denen er in zweisemestrigem Studium der Pandekten und der Rechtsgeschichte bisher durchaus nicht näher gerückt war, hier auf einmal auf ungeahnte Weise ihre Lösung fänden.

Um Mitternacht, als sie gehen wollte, war er bedeutend selbstsicherer geworden.

„Haben Sie einen weiten Heimweg?“ fragte er.

„O ja, ziemlich . . .“

„Eigentlich, finde ich, sollte ich Sie begleiten. So allein durch die Nacht zu gehen, um diese Stunde —“

„Ach, ich hab’ keine Angst!“ gab sie leichthin zurück. „Das heißt, wenn Sie wollen . . .“, warf ihm einen Blick zu, in dem alles mögliche lag, und war schon in den Mantel geschlüpft und unter der Tür.

„Also — auf Wiedersehen!“ sagte sie dann, als er zögerte, und streckte ihm nochmals ihre heiße, weiche, vom Bogenführen schmiegsam gewordene Hand hin. —

Da stand er nun, und fragte sich, was zu tun sei. Er ahnte dumpf, daß es die unberechenbarsten Konsequenzen haben könnte, wenn er ihr folgte.

Aber sollte er ihr nicht folgen?

(Fortsetzung folgt).

W e r s c h r e i b t s i e !

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

Universität Zürich.

An der theologischen Fakultät erwarb den Grad eines Lizentiaten der Theologie: Herr Walter Nigg von Gersau (Dissertation: Das religiöse Moment bei Pestalozzi; sie ist identisch mit der Preisschrift 1927 desselben Titels).

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben promoviert:

a) zum Doktor beider Rechte: Herr Walter Müller von Aarau (Dissertation: Die Schuldfrage im Uebertretungs-Strafrecht); Herr Walter Wreschner von Zürich (Dissertation: Die Leistungen in der Schweizerischen Unfallversicherung); b) zum Doktor der Volkswirtschaft: Herr Willi Paiker von Brunn (Dissertation: Die Geldinstitute in der Tschechoslowakei); Herr Eugen Stiller von Budapest (Dissertation: Die ungarische Weizenproduktion).

An der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Rudolf Flury von Solothurn und Grenchen (Dissertation: Ergebnisse der Graham'schen Cholecystographie am Zürcher Kantons-Spital); Herr Edmondo Gay von Poschiavo, Graubünden (Dissertation: Die Dauerresultate bei den Kinder-tuberkulosen der Bündner Heilstätte); Frau Fanny Escher-Zölly von Zürich (Dissertation: Die gedeckte Perforation des Magen- und Duodenalgeschwürs); Herr Rudolf Matossi von Silvaplana (Dissertation: Ueber Ziegenmilchanaemie).

An der medizinischen Fakultät hat zum Doktor der Zahnheilkunde promoviert: Herr Oscar Staehelin von Egnach, Thurgau (Dissertation: Kritische Untersuchung des „Wadsworth-Universal-Articulator“ und des damit zusammenhängenden Registriersystems).

An der veterinär-medizinischen Fakultät hat promoviert: Herr Fritz Wüest von Großwangen, Luzern (Dissertation: Ueber den Gehalt an reduzierenden und die Osazon-Reaktion erzeugenden Stoffen im Serum erwachsener Tiere des Rinder-Geschlechtes).

An der philosophischen Fakultät I haben promoviert: Herr Jankiel Nodel von Wilna, Polen (Dissertation: Der zusammengesetzte Satz im Neu-

hebräischen); Herr Reinhard Frauenfelder von Schaffhausen (Dissertation: Die Patrozinien im Gebiet des Kantons Schaffhausen); Fräulein Liselotte Köhler von Gießen, Hessen (Dissertation: Die Briefe des Sokrates und der Sokratiker).

An der philosophischen Fakultät II haben promoviert: Herr Ernst Strasser von Zürich (Dissertation: Geologie der Pizzo di Claro-Torrone-Alto-Kette, sowie der penninischen Wurzelzone zwischen Val Calanca und Tessental); Fräulein Hulda Elizabeth Acly von Pittsfield, Massachusetts U. S. A. (Dissertation: Struktur und Anregungsstufen der Molekeln einiger Nitrile, bestimmt durch das ultraviolette Absorptionsspektrum der Dämpfe).

Studentenschaft.

Großer Studentenrat.

In seiner konstituierenden Sitzung vom 5. Juli 1928 nahm der GStR. die verschiedenen Wahlen vor, die jeweilen zu Beginn jedes Semesters erledigt sein müssen. Ernannt wurden das Bureau des GStR., des KStR. und die Mitglieder der verschiedenen Kommissionen. (Siehe die zugehörige Liste im gleichen Heft.)

Die zweite Sitzung der Amtsperiode fand am 14. November statt. Sie brachte die Erledigung eines Wahlrekurses; ferner als wichtigstes Geschäft die Durchberatung und Genehmigung des Budgets. Anlaß zur Diskussion gaben die Beiträge an die Schweizerische Hochschulzeitung, an die Fakultäten theol. und med. vet., an die Vortrags- und an die Sportkommission. Die Frage der Hochschulzeitung wird im Anschluß an die Generalversammlung des VSS. (23.—26. November in Bern) näher erörtert werden. Für die Verwirklichung des Sportplatzprojektes soll eine größere und selbständige Aktion sorgen. Die Versammlung genehmigte weiter den Rechnungsrevisorenbericht der Zentralstelle und erteilte die ersuchte Décharge für das Geschäftsjahr 1927/28 unter Verdankung der geleisteten Arbeit an die Mitglieder der Kommission. Die im Revisorenbericht gemachten Anregun-

gen betreffend Geschäfts- und Buchführung sind größtenteils bereits durchgeführt worden. Zu wählen waren noch zwei Spezialkommissionen des GStR.: die Geschäftsprüfungskommission und eine Kommission zur Beratung einer Motion Hohlenstein betreffend ein einheitliches Wahlreglement für sämtliche Fakultäten.

Eine nächste Sitzung soll der Vorbesprechung der Generalversammlung des Verbandes Schweizerischer Studentenschaften dienen.

Der Präsident des GStR.:
Eibel.

*

Präsident der Studentenschaft:
Max Schneebeli, iur., Dufourstraße 46,
Zollikon.

**Mitglieder
des Kleinen Studentenrates:**
Präs.: Max Schneebeli, iur., Dufour-
straße 46, Zollikon;
Vize-Präs.: Walter Ackermann, cand.
phil., Brambergstraße 46, Luzern;
Quästor: Emil Horber, iur., Cäcilien-
straße 8, Zürich;
Aktuar: Aloys von Orelli, med., St.
Annagasse 9, Zürich;
Beisitzer: Karl Schmid, phil., Rain-
straße 24, Zürich.

**Präsident
des Großen Studentenrates:**
Robert Eibel, iur., Bolleystraße 9,
Zürich.
Präsidenten der Fakultätsausschüsse:
iur.: Robert Tobler, Freudenbergstraße
108, Zürich;
theol.: Robert Kurtz, Scheuchzer-
straße 22, Zürich;
phil. I: Frä. Nelly Ziegler, Bahnhof-
straße 7, Kilchberg;
phil. II: Erhard M. Keller, Ottiker-
straße 24, Zürich;
med. Vorkliniker: Aloys von
Orelli, St. Annagasse 9, Zürich;
Kliniker: Hans Mäder, Münster-
gasse 4, Zürich;
med. dent.: Th. Strüby, Rennweg
46, Zürich;
med. vet.: Karl Ammann, Hallwyl-
straße 59, Zürich.

Präsidenten der Kommissionen:
Unterstützungskommission: Georges Eg-
ger, iur., Tannenstraße 9, Oerlikon;

Zentralstelle-Kommission: Robert Tob-
ler, iur., Freudenbergstr. 108, Zürich;
Sportkommission: Wolfgang Hafter, iur.,
Kilchberg;

Vortrags-Kommission: Konrad Keller,
iur., Waffenplatzstraße 34, Zürich;

Lesesaal-Kommission: E. Studer, iur.,
Horgen.

Bibliothek-Kommission: Alfred Höfliger,
iur., Mühlebachstraße 172, Zürich;

Redaktion des „Zürcher Student“:
Hans W. Schlatter, iur., Zimmer 2,
Universität.

Studentenhauskommission: Emil Horber,
iur., Cäcilienstraße 8, Zürich.

**Sekretariat des Kleinen Studentenrates
und Arbeitsvermittlung-Stelle:**
Willi Rohner, iur., Nelkenstraße 21,
Zürich.

Zentralstelle der Studentenschaft

Universität Zimmer 2 (neben dem
Lesesaal).

Die „Zentralstelle“ ist die Selbst-
hilfeorganisation der Studentenschaft.—
Alles was der Student zum Studium
braucht, vermittelt sie zum Selbstkosten-
preis und zwar:

Bücher

neu und antiquarisch, wissenschaftliche
Werke, Lehrbücher, Belletristik.

Papeteriewaren

Kollegienhefte und Tinte.

Schreibmaschinen und Mikroskope

sowohl kaufs- wie leihweise. Sezier-
zeug, Labormäntel, Chemikerwaagen,
Vorlesungen etc.

Theaterbonsausgabe, täglich nur von
11½—13 Uhr.

Öffnungszeiten:

Im Semester: täglich von 9—13 Uhr,
ferner Dienstag und Donnerstag nach-
mittags 2—5 Uhr. Während den
Ferien: Dienstag und Donnerstag
nachmittags 2—5 Uhr. Samstag vor-
mittags 9—12 Uhr.

Die Zentralstelle-Kommission.

Theologische Fakultät.

Es ist eine Freude für den Fakul-
tätsausschuß, wenn der Präsident eine
Fakultätsversammlung schließen kann
mit einem Dank für das bewiesene In-
teresse und die zahlreiche Anwesenheit

der Komilitonen, wie es auch in der 1. Fakultätsversammlung dieses Semesters der Fall war. Wie es seit einigen Semestern Tradition geworden ist, lag uns wieder das Traktandum „Morgenpredigten“ vor. Wenn diese Morgenpredigten im Wintersemester auf Antrag des Fakultätsausschusses nicht durchgeführt werden, so liegen die Gründe zum allergrößten Teil außerhalb der theologischen Studentenschaft, die diesen Predigten in diesem Semester keine geringere Aufmerksamkeit geschenkt hätte als in den verflorbenen Semestern. — Ferner beschloß die Versammlung, im Winter mindestens drei Vorträge zu veranstalten, falls — das Geld langt. Der Ausschuß hat denn auch schon vorbereitende Arbeit geleistet.

Die Semestereröffnungsfeier, an der Herr Prof. Dr. Rüegg eine Andacht und Herr Prof. Dr. Gut einen Vortrag hielten, führte die Reihe der Fakultätsveranstaltungen ein. Um einander besser kennen zu lernen, ließen wir dieser Feier am Nachmittag desselben Tages einen Fakultätsbummel zusammen mit unsern Herren Professoren folgen. Da im Winter diese eher sömmerlichen Veranstaltungen aber nicht mehr gut weitergeführt werden können, haben wir sie versuchsweise durch einen alle 14 Tage stattfindenden „Stamm“ ersetzt. Da geht es dann gemütlich zu und tiefeschürfende Disputationen sind verpönt. — Sodann hält uns Herr Privatdozent Dr. Paul Keller an einem Abend der Woche ein sozialökonomisches Kolloquium, das uns eine für uns Theologen sehr wichtige Einführung in das wirtschaftliche Denken vermittelt.

Hefz.

Juristische Fakultät.

Nach einem Unterbruch von zwei Jahren veranstaltet die Juristische Fakultät ihren traditionellen Ball am 14. Dezember im Hotel Baur en Ville.

Neuanschaffungen der Bibliothek-Kommission.

Die Bücher befinden sich in der Zentralbibliothek.

Chaplin: Hallo Europa
Churchill, Weltkrise
Conrad, Sonderbar Käuze

Durieux, Eine Tür fällt ins Schloß
Ferber, Die Mädchen
Frenssen, Chronik von Barlette
Karlweis, E., Frau reist durch Amerika
Kessler, Walter Rathenau
Klabund, Borgia
Klabund, Kirschblütenfest
Leip, Miß Lind und der Matrose
London, Der Rote
Mittelholzer, Alpenflug
Molo, Mensch Luther
Nansen, Betrogenes Volk
Olden, Fluch vor Ursula
Ossendowski, Schattenbilder
Pinedo, Amerikaflug
Poincaré, Memoiren, 2 Bde.
Prinzhorn, Nietzsche u. das 20. Jahrh.
Ringelnatz, Allerdings
Scheffer, Mitternacht
Siegfried, Die Vereinigten Staaten
v. d. Vring, Adrian Dehls
Arlen, Comprommis Venetia
Berend, Herr Direktor
Borchardt, Schöpfung aus Liebe
Conrad, Lebenserinnerungen
Dreiser, Der Titan
Gide, Tagebuch der Falschmünzer
Edwards, Tragödie Eduard d. VII.
Eisner, Die Tschechen, Anthologie
Gunnarsson, Schiffe am Himmel
Hegemann, Der gerettete Christus
Horber, Schweiz. Politik
Horn, Abenteuer an der Elfenbeinküste
Inglin, Grand Hotel Excelsior
Lawrence, Frau, die davonritt
Mitis, Kronprinz Rudolf
Penzoldt, Der arme Chatterton
Schaffner, Der Mensch Krone
Sheridan, Ich und meine Kinder
Sinclair, König Kohle
Spunda, Der heilige Berg Athos
Timmermanns, Bruegel
Kayser, Stendhal
Wiegler, Der Antichrist
Woolf, Frau v. 50 J.
Wirz, Gedruckte Kraft
Zweig, Abschied v. Rilke
Schnack, Leben der Schmetterlinge
Beauharnais, Um Napoleon
Cheng-Tcheng, Vers l'unité
Delteil, La Fayette
Desbordes, J'adore
Durtain, Hollywood dépassé
Girandoux, Siegfried
Istrati, Les chardons
Kessel, Dames de Californie
Shaw, Intelligent woman's guide
Galsworthy, Swan Song

Buchbesprechungen.

Deutsche Rechtsgeschichte. Von Oberlandesgerichtsrat C. Schaeffer und Landgerichtsdirektor Dr. Otto Loening. 1.—4. Auflage. (Grundriß des privaten und öffentlichen Rechts sowie der Volkswirtschaftslehre. 22. Band, 1. Teil.) Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig. 132 Seiten.

Immer mehr dringt die Ueberzeugung durch, daß die Kenntnis der deutschen Rechts- u. Verfassungsgeschichte nicht nur von dem Studenten verlangt werden, sondern auch Gemeingut aller Gebildeten sein muß. Erzieht das römische Recht zum juristischen Denken, so zeigt die Deutsche Rechtsgeschichte, wie das heutige Recht geworden ist und vermittelt den Zusammenhang von Vergangenheit und Gegenwart, aus dem das heutige Recht nur zu verstehen ist. Der vorliegende Grundriß von Loening, der selbst zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten aus dem Gebiete der Rechtsgeschichte veröffentlicht hat und der mit dem Stoff genau vertraut ist, gibt in gedrängter Form einen Ueberblick über alles Wissenswerte aus der Deutschen Rechtsvergangenheit.

Römisches Recht. Von Oberlandesgerichtsrat C. Schaeffer und Landgerichtsrat Dr. J. Wiefels. 1.—8. Auflage. (Grundriß des privaten und öffentlichen Rechts, sowie der Volkswirtschaftslehre, 21. Band.) Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig. 192 Seiten.

Das Studium des römischen Rechts soll den Studenten zum juristischen Denken erziehen. Ein Grundriß, der hierbei mithelfen will, muß nicht nur die positiven Rechtsvorschriften wiedergeben, sondern auch die geschichtliche Entwicklung und den systematischen Zusammenhang der Rechtsinstitute verständlich machen. Diesen Anforderungen wird der vorliegende Band, der die römische Rechtsgeschichte, das römische Privatrecht und den römischen Zivilprozeß enthält, im vollsten Maße gerecht.

Der besondere Wert des Bandes liegt in der bekannten Schaeffer'schen Darstellungskunst, die in ihrer überaus klaren Stoffeinteilung und leichten Ver-

ständlichkeit unerreicht bleibt. Infolge dieser Darstellungskunst ist es den Verfassern vollauf gelungen, das ganze umfangreiche Rechtsgebiet in der knappen Grundrißform wiederzugeben, ohne eine wichtige Frage zu übersehen oder ungeklärt zu lassen.

„Individualität“, Vierteljahrsschrift für Philosophie und Kunst. Herausgegeben von Willy Storrer und Hans Reinhart. Orell Füssli Verlag, Zürich und Leipzig.

Das jüngste Heft der von Willy Storrer und Hans Reinhart mit so viel Geist und Umsicht geleiteten Vierteljahrsschrift „Individualität“ ist soeben als stattliche, der Schweiz gewidmete Sondernummer herausgekommen. Mit einem umfassenden und lebendigen Blicke für die tieferen geistigen Probleme der Gegenwart haben die Herausgeber ihre Zeitschrift, die der anthroposophischen Bewegung nahestand, auf eine breitere Grundlage gestellt. Es ist leicht zu erkennen, daß diese Vierteljahrsschrift für Philosophie und Kunst bemüht ist, bei größter Weltoffenheit nie die tiefen geistigen Grundkräfte aus dem Blickfeld zu verlieren. Die schweizerische Sondernummer ist ein repräsentativer Band von über 300 Seiten geworden und stellt den Versuch einer synthetischen Zusammenschau der gegenwärtigen Lage des schweizerischen Geisteslebens dar.

Die Reihe der kritischen Betrachtungen eröffnet Willy Storrer mit einem tiefdringenden Aufsatz „Der Genius der Schweiz“. Professor Ernst Gagliardi, der Historiker der neuen Schweiz, nimmt das vom Herausgeber angeschlagene Thema auf und sucht aus ihrer geschichtlichen Lage „Eigenart und Aufgaben der Schweiz“ zu bestimmen. Ernst Schürch handelt über den schweizerischen Liberalismus und Dr. Arnold Ith gibt eine tief fundierte und sehr aufschlußreiche Studie über „Die Schweiz im Rahmen der Weltwirtschaft“. An diese geistig-politischen Betrachtungen schließen sich eine Reihe von Aufsätzen über Probleme und Gestalten der schweizerischen Kunst der Gegenwart. Als bedeutungsvoll heben wir hervor: Albert Steffen, „Schweizerische Naturgeistigkeit und deutsche Dichtung“, Dr.

Willy Tappolet „Gibt es eine schweizerische Musik?“ und Walter Kerns Anmerkungen zur neuen schweizerischen Malerei und Plastik. Studien verschiedener Autoren über einige der bedeutendsten Köpfe der neueren Schweizer Literatur, über Jakob Schaffner, Albert Steffen, Otto Wirz, Hans Reinhart, Max Pulver, Robert Walser, Karl Stamm und Hans Morgenthaler bilden den Schluß des betrachtenden Teiles. Von all den genannten Dichtern enthält das Heft auch charakteristische Originalbeiträge. Jakob Schaffner und Robert Walser, Felix Moeschlin, Hugo Marti und Otto Wirz sind mit novelistischen Beiträgen vertreten.

Eine Auswahl aus dem lyrischen Schaffen der jüngeren Schweizer Dichter Pulver, Siegfried Lang, Fankhauser, Bänninger, Hillbrunner u. a. gibt einen vorzüglichen Ueberblick über die gestaltenden Kräfte, die hier am Werke sind. Der ganze Band ist prachtvoll illustriert, er enthält über 50 Bildbeilagen, darunter hervorragend reproduzierte farbige Tafeln: Gemälde, Zeichnungen und Plastiken von Giacometti, Huber, Blanchet, v. Tscharnier, Gubler, Stoecklin, Bodmer, Haller, Geiser u. a.

Mit dieser glänzenden Sondernummer hat sich die „Individualität“, die von nun an im Orell Füssli Verlage erscheinen wird, mit einem Schlage einen entscheidenden Platz im heutigen Geistesleben erobert.

Blanca Röthlisberger (und Anna Ischer), „Die Frau in der Literatur (und in der Wissenschaft)“. (Schriften zur Saffa). Orell Füssli Verlag, Zürich und Leipzig.

Drei meisterliche Kapitel „Die Volksdichtung“, „Die alte Schweiz“ und „Die neue Schweiz“ zeigen den Anteil der Frau am literarischen Schaffen der Schweiz. Feinsinnig wird dargestellt, wie in der mündlich überlieferten Dichtung des Volkes: im Kinderlied, im Volkslied, im Märchen und in der Sage, die Frau von jeher gut Bescheid wußte. In dem Maße als die Bildungsmöglichkeiten der Frau wuchsen, wuchs auch ihr Anteil am literarischen Leben. Die frühesten Frauendichtungen kamen aus den Klöstern. Im vierzehnten Jahrhundert schreibt die Toesser Nonne Elsbeth Stägel die erste

große Biographie in deutscher Sprache über den Mystiker Heinrich Suso. In der französischen Schweiz haben wir das Gegenstück Catherine de Saulx mit ihrem Lebensbild der heiliggesprochenen Luise von Savoyen. Während die Kämpfe der Reformation geistliche Dichtungen dieser Art verhinderten, verhilft die Zeit der Aufklärung der Frau zu einem entscheidenden Einfluß im literarischen Leben. Sie ist nicht nur die wichtigste Leserin, sondern auch Dichterfreundin und Abschreiberin (Barbara Schultheß). Als Urteilende in den literarischen Salons, in weitgespannten Briefwechseln (Juli Bondeli) entscheidet sie oft geradezu das Geschick eines Buches.

In der Neuzeit, ungefähr von den Achtziger Jahren an, hebt ein zielbewußtes und fruchtbares Schaffen der Frau auf allen literarischen Gebieten an. In glänzenden Charakterbildern führt Blanca Röthlisberger die wichtigsten Erscheinungen der schweizerischen Frauenliteratur vor Augen. Die ausgezeichnete Schrift wird allen Freunden unserer einheimischen Dichtung besonders willkommen sein.

Engelbert Krebs: Joseph Wittig's Weg aus der kirchlichen Gemeinschaft. (München 1928, Verlag von Kösel und Pustet.)

Der Freiburger Dogmatiker Krebs ist in der Geschichte von Joseph Wittig's Exkommunikation einer der Mithandelnden. Davon gibt uns der Aktenband, der den Fall Wittig behandelt*) Auskunft. Es findet sich dort ein Gutachten über das religiöse Schrifttum J. W.'s., das Krebs auf Verlangen des Breslauer Episkopats abgefaßt hat, u. einige Briefe, die Krebs an Wittig richtete. Aus all diesen Schriftstücken kann man ersehen, wie sehr Krebs an einer Verhinderung der Exkommunikation gelegen war. Aber leider waren alle, sicher gutgemeinten Ratschläge, die er Wittig gab und worin er diesen zum Nachgeben zu bewegen suchte, unnütz. Wittig mußte den Weg gehen, den er gegangen ist. Nun legt uns Krebs eine Broschüre vor, in welche ein in Deutschland wiederholt gehaltener Vortrag eingegangen ist und in welcher

*) Rosenstock-Wittig: Das Alter der Kirche, Band 3, Berlin 1927, Lambert Schneider.

Krebs den Versuch macht: „einige-
maßen sachlich diejenigen Stimmungen
und Bewegungen in Wittig's Sonderart
aufzuzeigen, die seine Frömmigkeit mehr
und mehr unkatholisch beeinflussten und
ihn schließlich aus der kirchlichen Ge-
meinschaft hinauswiesen.“

Das Buch läuft auf ein Rechenexem-
pel heraus. Joseph Wittig ist aus der
römischen Kirche ausgestoßen worden.
Folglich muß er, der ursprünglich sogar
von Bischöfen als gut katholischer Schrift-
steller gerühmt worden ist, eine Entwick-
lung vom Katholizismus weg gemacht
haben. Die Aufgabe des Dogmatikers
ist es also, diese „Fehlentwicklung“ zu
schildern, beziehungsweise die Entwick-
lung Wittig's als eine solche zu kenn-
zeichnen. Das tut denn auch Krebs mit
mehr oder weniger Geschick. Man er-
fährt von ihm, daß Wittig durch den Er-
folg seiner schriftstellerischen Tätigkeit
von einer Art Größenwahn befallen wor-
den sei. Daß er sich als Prophet ge-
fühlt und immer mehr den gesunden
Maßstab für seine Person verloren habe.
Als dann die ersten kirchlichen Bean-
standungen eingetroffen seien, habe er
sich in eine ungesunde Verbitterung hin-
eingearbeitet und aus verletzter Eigen-
liebe heraus dem Amte getrotzt. Beson-
ders gebrandmarkt wird die „gemütliche
Verspottung“ der kirchlichen Dogmati-
ker, deren sich Wittig bisweilen schuldig
macht und die Professor Krebs offenbar
besonders unangenehm berührt, weil er
selber Dogmatiker ist. In einem Wort:
Das Bild, das da von Wittig gezeichnet
wird, ist das Bild eines Psychopathen.
Das ist ja immer die Methode gewisser
Wissenschaftler: Was man nicht verstehen
kann, ist immer das Produkt einer kran-

ken Seele. Ganz besonders unfein ist
es aber nun, wenn Krebs an einer Stelle
seiner Schrift auf Wittig Schmutz zu
werfen versucht, indem er in unklaren
Andeutungen, aus denen jeder ablesen
kann, was er will, über Frauen, die in
Wittig's Leben eine Rolle gespielt haben,
spricht.

Man hat bei der Lektüre des Buches
nicht den Eindruck von Sachlichkeit, die
der Verfasser doch für sich in Anspruch
nimmt. Im Gegenteil scheint mir durch
die ganze Schrift eine gewisse Gereizt-
heit hindurchzuschimmern. Ob wohl
Krebs seine Rolle als Vermittler im Fall
Wittig so ernst genommen hat, daß er
noch jetzt unter seinem Mißerfolg leidet?

Wir brauchen Wittig Krebs gegen-
über nicht in Schutz zu nehmen. Denn
die Methoden, mit denen dieser arbeitet,
richten ihn und sein Buch selbst. Und
überdies ergreift Wittig das Wort zu sei-
ner Verteidigung selbst in einem großen
Bekenntniswerk*), aus dem wir in die-
ser Nummer ein Kapitel als Vorabdruck
mitzuteilen in der Lage sind, und das in
den nächsten Tagen erscheinen wird. In
diesem Buche spricht Wittig selbst über
sein inneres und äußeres Leben und sagt
uns, daß es keine „Fehlentwicklung“
war, was ihn aus der kirchlichen Ge-
meinschaft hinausführte, sondern ein
Leben aus dem Glauben allein. Nicht
aus dem Glauben, der sich im Für-
wahrhalten kirchlicher Dogmen erschöpft,
sondern aus dem Glauben, der „Leben
ist, Leben aus Gott.“ W. Mn.

*) Joseph Wittig: Höregott, ein
Buch vom Geiste und vom Glauben.
Gotha 1928, Leopold Klotz Verlag.

Redaktionelle Zuschriften sind an die Universität,
Zimmer 2, zu richten.

Wir möchten nochmals betonen, daß wir auf die
Mitarbeit sämtlicher Kommilitonen zählen.

Redaktionsschluß für das nächste Heft:
Dienstag den 11. Dezember 1928.

R asieren
O hne
P insel
U nd
S eife

Diese Rasiercrème ist von erster Autorität auf dem Gebiete der Hygiene äußerst günstig begutachtet. In der Zentralstelle der Studentenschaft sind Muster gratis zu beziehen.

CARL HILDEBRAND
PARFUMERIE
BAHNHOFPLATZ

ZEUGHAUSKELLER

am Paradeplatz



Täglich 4 verschiedene Mittagessen
à Fr. 2.—

im Abonnement 5 Essen Fr. 9.—

3 Nachtessen zur Auswahl

Auswahlreiche Abendkarte

Höflich empfiehlt sich

J. Steyrer

J. Usenbenz-Keller

Café = Conditorei zur Glocke

Glockengasse 9 - Tel. Sel. 9430

E. GRAUER - Zürich 6

Universitätstraße 47 - Telephon Hottingen 3290

Feine Herren-Maß-Schneiderei

Tadelloser Sitz - Feinste Ausführung - Reparaturen werden prompt und billig ausgeführt

Großes Lager in feinen englischen Stoffen

Ski im Uto

5% **Gottenkieny — Bahnhofplatz** 5%

PHOTO-CENTRALE

Wilhelm Pleyer

ZÜRICH, Bahnhofstraße 106

Entwickeln, Kopieren
Vergrößerungen

für anspruchsvolle Amateure
Schnellphotos für Pässe,
Legitimationen etc. etc.

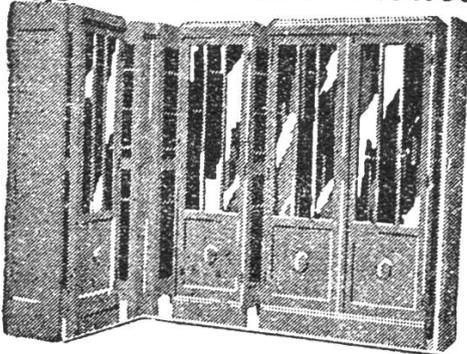
Spezialität:
Das Feinste in Photos
auf Postkarten

**METROPOL
FRAUMÜNSTER-
KELLER**



**DAJ LOKAL
DER
ZÜRCHER
STUDENTEN**

*Reihen-
Bücherschränke*



für Ihre Bibliothek

Lassen Sie sich jedes Jahr ein Teilstück schenken. Am Ende Ihrer Studienzeit besitzen Sie eine vornehme Bibliothek, die jederzeit durch Anbau neuer Teile erweitert werden kann.

Besuchen Sie uns oder verlangen Sie Offerte von

FÜRER
Minsterhof 13, Zürich



Blumen-Krämer A. G.

Bahnhofstraße 38
Telephon Seln. 4686

*

Telegramm-Adresse:
Blumenkrämer



DISSERTATIONEN

druckt sauber und zu vorteilhaften Bedingungen

BUCHDRUCKEREI „GUTENBERG“

Tel. 146

LACHEN AM ZÜRICHSEE

Tel. 146

*

**Genaue
Brillen-Anpassung**

bei

**O. Hoppeler, Optiker
Bahnhofstraße 48**

*

TAXAMETER



FRÜHER: SELNAU 11.11

A. WELTI-FURRER A.G. ZÜRICH

Tanz-Institut Leonore Gamma

Seidengasse 8

Telephon Selnau 8598

PRIVAT-
UNTERRICHT
JEDERZEIT



ANFÄNGER-
UND FORT-
BILDUNGS-
KURSE

STUDIERENDE GENIESSEN 20 0/0 ERMÄSSIGUNG

CHEMISERIE WEGMANN

Strehlgasse 29

Zürich

FEINE HERRENWÄSCHE

HERREN-MODE-ARTIKEL

HEMDEN NACH MASS

CHEMISERIE MODERNE

Rämistr. 7 (beim Bellevue)

Zürich

Studierende 10 0/0 Rabatt

PIANOS

Verkauf — Miete
Streich- u. Blasinstrumente
Grammophoné u. Zubehör
Reparatur-Werkstätten

Vorzugspreise
für Studierende

Zahlungs-
erleichterung.

HUG & Co

HARMONIUMS

Kunstspiel-Klaviere
Violinen — Saiten
Größtes Notenlager
Musik-Leihanstalt

ZÜRICH

Sonnenquai 26/28 und Helmhaus

Denn Studenten machen's so,
Kaufen täglich Bücher,
Sind sie nicht mehr Studio,
Tun sie's noch viel lieber.

Es soll Ihr Vorteil sein, mir die Besorgung Ihres Literaturbedarfs **anzuvertrauen**; flüssige Bedienung, Rabatt auf wissenschaftliche Werke, günstige Lage (nächste Nähe der Zentralbibliothek) prädestinieren meine Firma geradezu zur **Studenten-Buchhandlung**.

A. Rudolf, Buchhandlung, Zürich 1
Mühlegasse 13, nächst der Zentralbibliothek

Corona Vier



Das schöne, nützliche Geschenk für den Studenten!

Die neuen, wunderschönen, farbigen
Modelle sind Zierde für jede
Studentenklausur!

Verlangen Sie kostenlose, unverbindliche Probestellung.



J.F. Pfeiffer

Zürich 1 Löwenstr. 61 beim Hauptbahnhof